



A N N E W A A K
W I R N E N N E N E S
F A M I L I E

NEUE IDEEN FÜR EIN LEBEN MIT KINDERN



 Edition
Körper



ANNE WAAK
WIR NENNEN ES
FAMILIE

NEUE IDEEN FÜR EIN LEBEN MIT KINDERN



 Edition
Körper

Anne Waak

Wir nennen es Familie

Neue Ideen für ein Leben mit Kindern

 Edition
Körber

»Eine Ära kann dann als beendet gelten, wenn sich ihre grundlegenden Erzählungen erschöpft haben.«

ARTHUR MILLER

»Mein Interesse gilt der Zukunft, weil ich dort den Rest meines Lebens verbringen werde.«

CHARLES F. KETTERING

To Whom It May Concern

Inhalt

Familie anders denken

Warum Freiheit im Kopf beginnt

Vererbte Ideale

Woran die Familie heute leidet

Plötzlich Papa

Wenn Wasser dicker ist als Blut

Patchwork

Ein Netz, das alle stützt

Frauenrollen und Vaterbilder

Was Elternschaft mit sich bringt

Die Papas und die Mamas

Je mehr Eltern, desto besser

Vom Glück der Single-Mütter

Warum weniger Eltern manchmal mehr sind

Haben und Sein

Vom Leben in sozialer Ungleichheit

Ein neuer Generationenvertrag

Die helfenden Hände der Großeltern

Das Nanny-Dilemma

Eine kleine Geschichte der Kinderbetreuung

Blick über den Tellerrand

Wie Familie anderswo gelebt wird

Das unabhängige Geschlecht

Die Familien der kinderlosen Frauen

Im Rudel auf dem Land

Die Großfamilie für Liebhaberinnen

Kinder wollen, Eltern machen

Die Zukunft der Fortpflanzung

Wir nennen es Familie

Hingebungsvolle Erwachsene, umsorgte Kinder

Ein besseres Leben ist möglich

Dank

Literatur

Anmerkungen

Über die Autorin

Familie anders denken

Warum Freiheit im Kopf beginnt

Für eine gerade noch als jung geltende Frau Mitte, Ende dreißig mit beruflichen Ambitionen und hochfliegenden Plänen ist es heute nicht eben einfach, sich aus vollem Herzen für die Gründung einer Familie zu entscheiden. Da ist zum Beispiel die Trennungs- und Scheidungsstatistik, die einem keinen rechten Mut macht. Wer gründet schon gern eine Familie mit der Aussicht, sie nach einem, drei oder zehn Jahren wieder aufzulösen? Meine Freundinnen und Freunde¹, egal ob alleinerziehend, als Patchwork- oder sogenannte intakte Familie lebend, kämpfen permanent um Zeit oder Geld, meist um beides. Alle kämpfen um Anerkennung – besonders, aber nicht nur die Frauen. Was die bezahlte Arbeit angeht, brachte eine hochschwängere Freundin das Dilemma kürzlich ebenso gut wie trocken auf den Punkt, als sie auf die Frage, was es denn werde, antwortete: »Ein Karriereknick für mich, drei Teilzeitjobs oder Altersarmut.« Denn für Mütter stehen bekanntlich nur die Labels Hausfrau, Teilzeit-Versorgerin oder Rabenmutter zur Wahl.

Egal, wofür sie sich entscheiden, (implizite) Vorwürfe und das permanent schlechte Gewissen gibt es ungefragt mit dazu, da hilft auch der feministischste Partner nicht viel. Eine Trennung wegen verloren gegangener Liebe oder anderer unüberbrückbarer Differenzen der Eltern bedeutet

zwar meist nicht das Ende der Welt, oft aber den sozialen und finanziellen Abstieg – meist für beide Ex-Partner. Zur empfundenen Schmach über das Scheitern der Beziehung kommt die Sorge, die gemeinsamen Kinder im Zuge der Trennung bis an ihr Lebensende zu traumatisieren. Im grellen Licht der Realität betrachtet, wirken alle Optionen gleichermaßen ausweglos, beängstigend und trist, sodass ich stellvertretend für den Rest der Menschheit froh bin, dass sich überhaupt noch irgendwer darauf einlässt, eine Familie zu gründen. Dann wiederum herrscht ja zum Glück das Prinzip Hoffnung.

Zugleich droht den Kinderlosen vom Ende des Lebens her gesehen die Einsamkeit und die Reue über die verpasste Chance, einen kleinen Menschen auf eine bis dahin unbekannte Art zu lieben, das, was man gelernt hat und woran man glaubt, weiterzugeben und auf diese Weise vielleicht etwas in der Welt zu hinterlassen. Kinder werden von denen, die es wissen müssen, als eine Art Weltverstärker beschrieben, die höhere Höhen und tiefere Tiefen mit sich bringen. Für jemanden wie mich, die in allen Lebenslagen an Intensität interessiert ist, klingt das wie eine Verheißung.

Nun gibt es in der Frage »Ein Kind oder kein Kind?« keine Kompromisse, kein Mittelding und kein Rückgaberecht, sollte man feststellen, dass man seine Kinder zwar sehr liebt, das Leben, das sie mit sich bringen, aber leider hasst.

Bei Frauen kommt noch die Zeitkomponente hinzu: Während sich ein Mann theoretisch noch mit siebzig oder achtzig für leiblichen Nachwuchs entscheiden kann, ist für Frauen der Zug irgendwann schlichtweg abgefahren – auch wenn diese Grenze mit Hilfe der Reproduktionsmedizin beständig nach hinten verschoben wird.

Was also tun? Ist die Kleinfamilie aus zwei Erwachsenen und ein bis drei im selben Haushalt lebenden leiblichen Kindern² der einzige Weg? Wie soll das überhaupt gehen: ein Job, der Erfüllung und Anerkennung verschafft, eine Beziehung, die über Jahre und Jahrzehnte hinweg sowohl Leidenschaft als auch Geborgenheit bietet, und »als Krönung der Liebe« Kinder, die mit ihrem gemächlichen Rhythmus sowohl der immer unerbittlicher werdenden Taktung der Arbeitswelt als auch mit ihrem Bedürfnis nach Zuwendung einer Partnerschaft entgegenstehen? Muss man sich für einen oder zwei Träume entscheiden: die große Liebe oder die erfolgreiche Karriere oder Kinder? Hieß es nicht eben noch, wir könnten alles haben?

Lebten im Jahr 1999 hierzulande noch 9,3 Millionen Familien, also Eltern-Kind-Gemeinschaften im gemeinsamen Haushalt, waren es 2019 schon 1,1 Millionen weniger.³ Es scheint, als hätte die *nuclear family*, wie sie im Englischen heißt, ihre beste Zeit tatsächlich im nuklearen Zeitalter gehabt. Stirbt die Familie wirklich aus und existiert bald nur noch als anheimelnde Metapher in der Sprache der Werbung und der Wirtschaft oder als Sehnsuchtsbild im Mainstreamfilm? Immerhin lautet selbst der Claim einer klebrigen Süßigkeit der Storck-*Markenfamilie*: »Familie ist alles – und alles kann Familie sein«.

Babys kommen jedenfalls nach wie vor auf die Welt, davon zeugen die freudetrunkenen Mails, Postkarten und Status-Updates mit den Aufnahmen der frisch Geschlüpften. Trifft man deren Mütter und Väter dann Monate und Jahre später wieder, sind sie nicht selten hohläugig, abgekämpft und frisch getrennt. Das Familienleben, heißt es dann, habe sich irgendwie ganz

anders gestaltet als erträumt. Was zur Frage führt, was das für Träume waren.

Als Heranwachsende schrieb ich regelmäßig kleine Flaschenpostnachrichten an mein zukünftiges Ich. Auf Papierschnipsel kritzelte ich Fragen, die meine Zukunft betrafen: In was für einer Wohnung werde ich mal leben? Wie viele Kinder werde ich haben? Mit wem? Die Zettelchen legte ich in einen Umschlag und vergaß sie bis zum nächsten Umzug in der Schrankschublade. Wenn ich sie heute lese, freue ich mich über diese junge, arglose, neugierige Version meiner selbst, weiß aber auch, dass sie seitdem ein paar Updates mitgemacht hat.

Ob Menschen nun eine Familie gründen oder sich, so wie ich bislang, dagegen entscheiden: Wie können wir wissen, welchen unbewussten Mustern wir da jeweils folgen und woher diese stammen? Sind wirklich wir es – ich meine vor allem Frauen und Männer in ihren Zwanzigern, Dreißigern und Vierzigern –, die sich Kinder wünschen, oder sitzen wir ein Stück weit einer Ideologie auf, die uns zwar alle möglichen sexuellen Praktiken und Beziehungskonstellationen akzeptieren lässt, die aber nach wie vor nur eine Vorstellung von einem gelungenen Familienleben kennt: das durch romantische Liebe verbundene Paar mit Kind(ern). Woher sollen wir wissen, ob wir nicht nur gelernte, mehr oder weniger erfolgreiche, häufig von außen an uns herangetragene Erwartungen, Vorstellungen und damit Lebensmodelle reproduzieren?

Mein Zögern und Zaudern in diesen Fragen bedeutet nicht, dass ich nicht mit Kindern zusammenleben will. Es bestand für mich lange überhaupt kein Zweifel daran, dass ich mal welche haben würde. Nur wie, das hatte ich mir nie so genau überlegt, war aber sicher, das würde sich schon fügen. Die traditionelle Konstellation kam mir allerdings

schon immer etwas zu klaustrophobisch und stickig vor. So erschien mir die Vorstellung von einem Haus mit einem Mann und zwei Kindern darin nie besonders erstrebenswert. Auch das Konzept der Ehe leuchtet mir bis heute nicht so recht ein, und ich finde es grundfalsch, dass der Staat sie anderen Lebensformen gegenüber vorzieht und subventioniert. Den einzigen Ring, den ich je zu tragen plane, bekam ich zu meinem zwölften Geburtstag von meiner Mutter überreicht: ein billiges Ding aus Rotgold, das unter den Frauen unserer Familie weitervererbt wird. Er war einmal der Verlobungsring meiner Urgroßmutter Anna, deren Ehe letztendlich nicht zustande kam. Meine Oma, die Einzige, die sich zu der Angelegenheit noch befragen lässt, kann sich beim besten Willen nicht an den Namen des Mannes erinnern, von dem der Ring stammt. Wenn er symbolisch für etwas steht, dann eher für die Idee der Selbstbestimmung als dafür, dass mit der richtigen Person das ewige Glück auf einen warte.

Allerdings stand ich auch noch nie vor der konkreten Entscheidung, ob ich wirklich ein Kind bekommen möchte. Es kam schlicht nie dazu. Und so begann ich mich, kurz vor meinem 30. Geburtstag, immer häufiger zu fragen, was genau eigentlich eine Familie ist, was sie sein kann und welche Alternativen es zum herkömmlichen Modell Kleinfamilie geben könnte.

Diese Fragen führten mich zurück in meine eigene Kindheit. Meine Mutter war 22 und steckte mitten im Psychologiestudium, mein ebenso junger Vater etablierte sich gerade als Künstler, als sie mich Anfang der 1980er-Jahre in der DDR zur Welt brachten. Weil meine Eltern zwar zusammenlebten, aber nicht verheiratet waren, galt meine Mutter offiziell als alleinerziehend. Das Geld, das sie als Unterstützung vom Staat erhielt, war zusammen mit

dem, was mein Vater mit seinem Nebenjob verdiente, eine ziemlich gute Lebensgrundlage. Unsere erst winzige und nach einem Wanddurchbruch geräumige Wohnung kostete 50 Ostmark Miete. Viel zu konsumieren gab es nicht. In den Urlaub fuhren wir mit dem Zug an die Ostsee. Unsere Welt war kleiner und um ein Vielfaches einfacher als die, in der wir heute leben.

Meine Altersgenossen - die zukünftigen sozialistischen Arbeiter - wurden mit ein paar Monaten standardmäßig für bis zu zehn Stunden am Tag in Kinderkrippen gegeben, damit ihre werktätigen Mütter dem Sozialismus dienen konnten. Meine Mutter hielt die staatliche Krippe mit ihren Wickel- und Töpfchenroutinen für zu rigide und mich für zu klein, um mich dort hinzugeben. Während sie ihr Studium abschloss, verbrachte ich die Hälfte meiner Tage in einem Laufstall im anheimelnd nach Ölfarbe riechenden Atelier meines Vaters. Als meine Mutter dann in ihrem ersten Job arbeitete, baute mein Vater einen Handkarren mit einer kleinen Bank und warmen Decke zur Kinderkutsche um und zog meinen jüngeren Bruder und mich jeden Morgen durch unser Wohnviertel zum freundlichsten Kindergarten, den es dort gab. Als sich unsere Eltern dann nach 20 respektive 25 Jahren Beziehung trennten⁴, entschieden sie, dass es im Trennungsjahr das Beste für uns Teenager wäre, wir würden in der Familienwohnung bleiben, während sie, die Erwachsenen, im Wochentakt abwechselnd bei uns und in ihren Solo-Wochen woanders wohnten. Ende der Neunziger war das neu und erklärungsbedürftig (und bei den günstigen Mieten in Dresden waren drei Wohnungen finanzierbar), heute bevorzugen Familienpsychologinnen dieses sogenannte Nest- vor dem Wechsel- oder Doppelresidenzmodell, das so heißt, weil die Kinder ein- bis

mehrmals wöchentlich zwischen den Haushalten ihrer Eltern hin- und herpendeln.

Die Familiensituation, in der ich aufgewachsen bin, hat mir also die vermeintliche, so aber auch nur in einem Teil Deutschlands herrschende, Normalität aus arbeitendem Vater, Hausfrau-und-Mutter und Kind noch nie besonders zwingend oder selbstverständlich erscheinen lassen.

Was ich dann im Wachsen und Erwachsenwerden lernte, nämlich die Perspektive zu wechseln und die Dinge von einem anderen Standpunkt aus zu betrachten, entlarvte schließlich nicht wenige vermeintliche Sicherheiten oder scheinbar unumstößliche Naturgesetze als Ideologien. Entscheidend war die Entdeckung, dass es sich lohnen kann, in scheinbar fest zementierten Situationen nach Freiräumen und Schlupfwinkeln zu suchen – dass Freiheit im Kopf beginnt und ich, vielleicht, weil ich die ersten sieben Jahre meines Lebens eingemauert in einer Diktatur verbracht habe, relativ viel davon brauche, um das Gefühl zu haben, das für mich richtige Leben zu führen. All das führte schließlich zu diesem Buch. In ihm möchte ich untersuchen, was genau der Kleinfamilie heute solche Probleme bereitet, und aufzeigen, welche Formen des familiären Zusammenlebens es lange vor dem 21. Jahrhundert gab, wie sich die Situation in anderen Teilen der Welt darstellt und welche neuen Modelle derzeit entwickelt und schon gelebt werden. Es geht mir darum, Familie anders zu denken.

Denn obwohl die Kleinfamilie nach wie vor viele Menschen glücklich macht und für sie zur großen Erzählung des eigenen Lebens gehört, ist sie für viele andere nicht die geeignete Form. Sei es, weil diese Leute nicht heterosexuell sind oder sie aus anderen Gründen nicht auf »natürlichem« Weg Kinder bekommen können,

weil sie keinen oder mehr als einen Partner oder eine Partnerin haben (möchten) – oder weil sie zwar als Eltern, aber nicht als Paar zusammenleben.

Dabei geht es bei der Frage, wie wir leben wollen, um weit mehr als individuelle Glücksvorstellungen. Die Entscheidungen, mit wem wir zusammenleben, ob wir heiraten, Kinder bekommen oder auch nicht, sind nicht allein maßgeblich für unser privates Leben. Denn ist die Familie tatsächlich die »Keimzelle der Gesellschaft«, steckt in jedem Lebensentwurf auch eine politische Erklärung.

Im Zusammensein mit unseren Eltern, Geschwistern, Liebhaberinnen, Ehegatten und Freundinnen entwickeln wir unsere Vorstellungen von Freiheit, Zusammenhalt und Solidarität. Unsere erste und eindrücklichste Erfahrung mit sozialen Gruppen und Autoritäten ist die Familie. Die Art und Weise, wie wir aufwachsen, bestimmt unser Weltbild, unsere Identität und einen Großteil unseres Lebens. Wie wir erzogen wurden, wie wir Partnerschaft verstehen, ob wir Strenge oder Fürsorglichkeit bevorzugen, Belohnung oder Bestrafung, spiegelt sich darin, wie wir über Politik denken, und schließlich darin, ob wir dazu neigen, einander zu bekämpfen oder miteinander zu kooperieren. Weil in anderen Familien andere Kinder – und also Bürger – heranwachsen, geht es um nicht weniger als die Frage, in welcher Gesellschaft wir leben wollen.

Wenn das Modell »Vater, Mutter und ein bis drei Kinder« nicht mehr als ein ab Werk voreingestellter Modus der menschlichen Existenz begriffen wird – als der er, wie ich zeigen werde, historisch ohnehin nur einen Augenblick lang währte –, wird auf einmal vieles denkbar und einiges möglich. Davon handelt dieses Buch. Es versteht sich nicht als Ratgeber und präsentiert keine allgemeingültigen Lösungen. Es möchte nicht propagieren, dass man nur das

richtige Familienmodell für sich finden muss, damit sich das langfristige Glück einstellt. Im Gegenteil, gute Beziehungen wollen erarbeitet werden, immer. Und auch politisch liegt noch viel Arbeit vor uns. Dieses Buch ist auch kein Schiedsgericht über die Formen des Zusammenlebens, die die Menschen aus meinen Beispielgeschichten für sich gefunden haben. Aber es möchte zeigen, dass die Kleinfamiliennorm weder naturgegeben ist, noch ein Schicksal sein muss. Es ist jedoch sicher kein Zufall, dass diese Vorreiterinnen und Vorreiter für neue Formen des Zusammenlebens über ein entsprechendes Maß an finanzieller Absicherung und Bildung verfügen, das es ihnen erst ermöglicht, an der Kleinfamiliennorm zu rütteln.

Um herauszufinden, wie eine bessere Zukunft für das Leben mit Kindern aussehen könnte, braucht es den Blick zurück in die abendländische Kulturgeschichte der Familie und auch in andere Weltgegenden, wo Familie ganz anders gelebt wird. Denn ich bin davon überzeugt, dass vielen von uns schon geholfen wäre, wenn wir die Ideale, die wir von Familie, Verwandtschaft und einem gelungenen Zusammenleben mit uns herumtragen, hinterfragen würden.

Zum Beispiel: Ist die Mutterliebe mit dem Stillen als einer ihrer Ausdrücke ein Instinkt, also etwas Angeborenes und Unveränderliches? Die jahrtausendealte Institution der Amme weist auf etwas anderes hin. Versteht es sich von selbst, dass Kinder am besten bei ihren leiblichen Eltern aufwachsen? Die Angehörigen einer westafrikanischen Ethnie würden dem widersprechen. Ist es selbstverständlich, dass Eltern und ihre Kinder jede freie Minute miteinander verbringen? Die Bewohner von Kollektivsiedlungen im Nahen Osten dachten durchaus nicht so. Und wie gestalten sich familiäre Beziehungen,

wenn eine Gesellschaft noch nie Wert auf die Ehe gelegt hat und stattdessen die romantische Liebe vom Kinderkriegen trennt, wie es im chinesischen Bergland seit Jahrhunderten praktiziert wird? Der Blick zurück und über die Grenzen der eigenen Kultur hinaus kann relativieren, befreien und ermutigen, Familie neu zu denken. Oder in den Worten der Kinderrechtsaktivistin Marian Wright Edelman: »You can only be what you can see.«

WTF? – Wie es wurde, was es ist

Im Rückblick ist es immer schwer zu sagen, wann genau etwas begonnen hat oder endete. Retrospektiv betrachtet, erscheint die Gegenwart manchmal wie zwangsläufig, wo sie sich doch aus vielen einzelnen Entscheidungen, Umständen und Zufällen zusammensetzt.

Ich war gerade auf einer Dienstreise, als ich im Hitzesommer 2018 eine Mail von meiner engsten Freundin erhielt. Ava war zehn Monate zuvor Mutter geworden und mit dem Vater ihres Kindes in eine Wohnung ganz in der Nähe zusammengezogen. Ich hatte schon beim Lesen der Betreffzeile (»News«) ein komisches Gefühl. Als ich die Mail öffnete, war mir, als sackte mir all mein Blut aus dem Kopf in die Füße. Ava schrieb: »Annelein, nur damit du nicht aus den sprichwörtlichen Schuhen kippst, wenn du zurückkommst: Ich wohne jetzt wieder bei dir, Baby August ist den Großteil der Nächte auch da. Ich bin immerhin nicht mehr nur verzweifelt, sondern schon sauer. Wahrscheinlich hilft es, dass ich seit Wochen Johanniskraut gegen meine Stilldepression nehme.«

Ich rief laut »What the fuck?!« und schrieb genau das zurück, gefolgt von der Versicherung, dass sie mich als

ihren persönlichen Kriseninterventionsdienst jederzeit anrufen könne.

Ein paar Tage später kehrte ich, immer noch leicht unter Schock, in die Wohnung zurück, die seit vielen Jahren unsere Studentinnen- und Post-Studiums-WG war. Ava hatte ihr Zimmer als Rückzugsraum behalten, für die Zeit, in der das Baby unabhängiger von ihr werden und sie mal eine Nacht durchschlafen wollen würde. Ich war hier in den vergangenen Monaten häufig allein gewesen und äußerst zufrieden über so viel neue Ruhe und Raum.

Ava und das Baby waren nicht da. Dafür stand die Küche voller Breigläser, auf der Spüle lag ein Potpourri an Saugern, Schnullern und Nuckelflaschen – überhaupt war alles voller neuem *Zeug*. Meine kleine Sammlung von obskuren, in Secondhandläden zusammengekauften fragilen Stricktieren lag angenagt und mit Babyspucke benetzt auf dem Boden. Der wiederum klebte an den Schuhsohlen.

In meinem Arbeitszimmer, das eigentlich unser gemeinsames Wohn-, Ess- und Gästezimmer war, setzte ich mich an den Tisch, an dem jetzt auch ein aus einem Sessel, einem Gürtel und einem Kissen improvisierter Babyhochstuhl stand, und begann, meinen leisen Unmut über die überraschend gekaperte Wohnung und die zu erwartenden kurzen Nächte in Arbeit zu kanalisieren. Ich versuchte zu entscheiden, welchen Teil des Berges an abzutippenden Interviews, zu formulierenden Texten, unbeantworteten Mails und zu stellenden sowie zu bezahlenden Rechnungen ich zuerst abtragen sollte. Als Ava nach Hause kam, die Tür öffnete, das Arbeitszimmer betrat, das weinende Baby in den Hochstuhl neben mich setzte und ihm seinen Brei fütterte, verließ ich wortlos den Raum, um nicht selbst loszuweinen.

Ava ihrerseits, das war offensichtlich, war verwirrt und überwältigt von der Erschütterung der Trennung. Sie hatte seit Monaten das erste Mal wieder Abende, an denen kein Kind an ihr klebte, sie schlief manchmal sogar wieder durch, flüchtete sich in die Arbeit und fühlte sich ansonsten recht alleingelassen.

Nur war uns beiden dies in dem Moment alles nicht klar. Während ich mir überfordert und überfahren vorkam, fühlte sie sich wie ein Eindringling in ihrer eigenen Wohnung. Sie versuchte, sich und das Baby nahezu unsichtbar zu machen. Sie räumte und rannte hinter dem krabbelnden August her, verhinderte, dass er meine herumliegenden Textmarker aß und die Bücher im Regal zerpfückte. Und das inmitten einer schweren Lebenskrise.

Trennungen von Paaren mit Kind sind schon eher die Regel als eine Ausnahme. In meinem direkten Umfeld⁵ existieren sämtliche Trennungsvarianten: das Paar, das zehn Jahre lang zusammen gewesen war und implodierte, bevor das gemeinsame Wunschkind seinen ersten Geburtstag feierte. Das Paar, das ein paar Monate sehr stürmisch zusammen gewesen war und dann ungeplant schwanger wurde. Er versicherte ihr, sie in ihrer wie auch immer gearteten Entscheidung zu unterstützen, und trennte sich dann, noch bevor das Kind gehen konnte. Das Paar, das früher als alle anderen schwanger geworden war. Das Kind ging schon zur Schule, als seine Mutter eines Abends bei Ava und mir am Esstisch saß und erzählte, sie verspüre eine solche Lust, etwas kaputt zu machen. Wenig später verließ sie den Vater ihres Kindes für einen anderen Mann, der ebenfalls schon ein Kind hatte.

Nicht selten ist es das zweite Kind, welches das Gefüge vollends aus dem mühsam gezimmerten Rahmen kippen lässt. Da ist die Bekannte, die sich Jahre nach der

Trennung vom Vater ihrer zwei Kinder am Ende ihrer Kräfte wähnt. Die ständigen Kämpfe um die geteilte Verantwortung, die Sorge um das Wohlergehen ihrer Söhne und der drohende Verlust ihrer Wohnung im Zusammenspiel mit ihrer geliebten, aber sehr fordernden Arbeit haben sie an den Rand eines Burn-outs gebracht. Und dann sind da noch die beiden, die sich seit Jahren vor Gericht bis aufs Blut um die gemeinsamen Kinder streiten und dabei die teuersten Familienanwälte der Stadt noch ein bisschen reicher machen. Ich war also vorbereitet gewesen und hatte sicher keine Illusionen, aber vielleicht doch die Hoffnung, dass es in meinem unmittelbaren Nahbereich hätte anders laufen könnte.

Das tat es aber nicht. Ich war ein echter Fan, wenn nicht ein Cheerleader von Ava und ihrem Freund gewesen und sicher, dass sie das alles gut hinkriegen würden. Sie hatten sich gemeinsam für das Baby entschieden, waren zusammengezogen, hatten die Geburt und die ersten Monate durchgestanden - und waren jetzt Geschichte.

Sofort war da wieder diese Skepsis, die ich in den vergangenen Jahren der ganzen Kindersache gegenüber entwickelt hatte. Das kam so: In der Zeit um meinen 30. Geburtstag herum verließ ich meinen damaligen Freund, den ich sehr liebte, der jedoch keine Kinder wollte. Das hatte ich gewusst, als wir zusammengekommen waren. Und mir war auch klar, dass ich ihn in dieser Frage weder umstimmen wollte noch konnte. Nur war mir das mit 25 Jahren egal gewesen. Ich hatte mich in ihn verliebt und nicht in die Idee, mit ihm eine Familie zu gründen.

Irgendwann aber änderte sich das. Ich dachte immer öfter darüber nach, wie ich Kinder haben könnte, ohne mich von ihm trennen zu müssen, aber es blieb lange Zeit beim Nachdenken. Dann las ich irgendwo, dass das

Durchschnittsalter von Frauen, die sich in sogenannten Kinderwunschkliniken wegen Unfruchtbarkeit behandeln lassen, bei 32 Jahren liege. Auf einmal war da das Gefühl, dass mir die Zeit davonrannte. Kurz darauf erzählte ich einer Bekannten von meinem Dilemma. Sie war zehn Jahre zuvor in einer ähnlichen Situation gewesen und nun, trotz ihres Kinderwunsches, nach wie vor mit ihrem kinderwunschlosen Freund zusammen. Aber ihre Entscheidung gegen ein eigenes Kind bereute sie bitter. Ihre Warnung, »Du musst deinen Freund verlassen!«, fiel auf fruchtbaren, weil schon monatelang von mir selbst bearbeiteten Boden. Also verließ ich meinen Freund, was mich auf Jahre in den entsetzlichsten Liebeskummer und eine ausgewachsene Sinnkrise stürzte. Ich war zu einer Frau geworden, die ich nie sein wollte: eine, die eine große Liebe für eine Idee aufgegeben hatte. Eine Idee, von der ich bald nicht mehr wusste, ob sie überhaupt meine gewesen war oder nicht doch nur etwas, was ich glaubte, tun zu müssen. Weil es scheinbar zu meiner Vorstellung von mir selbst dazugehörte, irgendwann Kinder zu haben.

So war ich also einige Jahre durch die Welt gegangen. Ich hatte Kinder - ganz grundsätzlich und alle, beziehungsweise den Umstand, dass sie eine solche Macht ausübten - für mein Unglück verantwortlich gemacht. Dabei war mir schon klar, dass ich diese Entscheidungen selbst und für mich getroffen hatte und nicht irgendein hinterlistiger Säugling. Der Effekt war der gleiche: Die Sache mit den Kindern und mir war vorbei. Ich wollte lieber nichts mehr mit ihnen zu tun haben, geschweige denn selbst welche in die Welt setzen. Denn Kinder, der Beweis war ja nun erbracht, wirken sich katastrophal auf Liebesbeziehungen aus, dazu müssen sie noch nicht einmal geboren worden sein.

Nun war es also wieder passiert, und hier ging es immerhin um meine beste Freundin. Ava und ich kannten uns seit 15 Jahren, zehn davon hatten wir als Zweier-WG in dieser kompakten Dreizimmerwohnung gelebt, mal mehr, mal weniger eng – je nachdem, wo wir gerade studierten, woran wir arbeiteten und mit wem wir sonst noch Zeit verbrachten. Als wir uns auf die Wohnung bewarben, hatte der so progressive wie gewiefte Mitarbeiter der Hausverwaltung angeregt, dass wir statt als WG als lesbisches Paar auftreten sollten, das erhöhe unsere Chancen. Er sollte recht behalten. Wir waren eingezogen und hatten – halb zur Tarnung, halb als Witz – über unserer Türklingel ein gemeinsames Foto in einem kitschigen goldenen Bilderrahmen in Herzform angebracht. Wir fingen an, gegenüber anderen von uns beiden als Paar zu sprechen, von einer Ehe, die allerdings weder auf einem Standesamt geschlossen noch jemals »vollzogen« wurde. Jedes Jahr im Dezember verschickten wir ein aktuelles Foto von uns beiden in vorweihnachtlicher Eintracht mit Festtagswünschen an unsere Familien, Freundinnen und Bekannten. Irgendwann ließen wir uns sogar die gleiche Tätowierung stechen. Wir tragen je einen stecknadelkopfgroßen dunklen Punkt am linken Handgelenk, irgendetwas zwischen Freundschaftstattoo und Ehering. Dabei mögen wir beide weder Tätowierungen noch die Institution Ehe besonders. Aber selbst ein halb ironisches Zeichen der Verbundenheit ist immer noch mindestens halb ernst gemeint.

So wurde die Sache mit der Lesben-WG im Laufe der Zeit vom Running Gag zu so etwas wie der Gründungserzählung unserer Freundschaft. Über die Jahre hatten wir uns Tausende E-Mails und Nachrichten aus wechselnden Städten überall auf der Welt geschrieben, von ihrem

Zimmer in meins und eben seit einem Jahr von Avas Familienwohnung in die, die zwischenzeitlich zu meiner Single-Wohnung geworden war. Ava war der Mensch, mit dem ich die überwiegende Zeit meines bisherigen Erwachsenenlebens verbracht hatte – deutlich mehr als mit jedem Mann. Diese Trennung ging auch mich etwas an.

Und die Frage, die sich auf einmal noch drängender stellte als bei den vielen Trennungen von Paaren mit Kindern zuvor: Ist es unsere Schuld, dass unsere Beziehungen und damit immer öfter unsere Familien auseinanderbrechen? Geben wir zu früh auf, sind wir beziehungsunfähig – handelt es sich also um ein Problem, das unsere angeblich so leichtherzige und wenig leidensfähige Generation mehr betrifft als andere zuvor? Ist das Internet schuld? Ist das alles überhaupt ein *Problem*, oder handelt es sich, da es so viele Menschen betrifft, um etwas anderes? Zum Beispiel ganz einfach um eine neue Normalität?

Je länger ich darüber nachdenke, desto wahrscheinlicher scheint es sich mit der Kleinfamilie so zu verhalten wie mit dem Trinkbrunnen in unserem Viertel, der auf halbem Weg zwischen Einkaufszentrum und U-Bahn-Station steht und an dem ich jeden Tag vorbeigehe. Im Sommer (und wenn nicht gerade eine Pandemie um sich greift) wird er von Passanten zum Wassertrinken genutzt. Im Winter aber, wenn kein Wasser sprudelt, halten ihn die meisten für einen Aschenbecher und drücken ihre Kippen in ihm aus. Ein zutiefst trauriger Anblick. Ist das nun die Schuld der Menschen, sind sie zu dumm oder fehlerhaft, um den Brunnen seiner Bestimmung nach richtig zu benutzen, oder ist eher das Design des Brunnens dafür verantwortlich, dass sie ihn missverstehen? Sollte nicht der Brunnen in seiner Gestaltung den Leuten helfen, sich zurechtzufinden?

Übertragen auf die Familie, frage ich mich: Sind wir, und nur wir allein, für das (wenn man es denn so nennen will) Scheitern unserer Beziehungen verantwortlich, oder spielt die Art und Weise, wie die Welt da draußen beschaffen ist, auch eine Rolle? Es ist erstaunlich, wie viele individuell-psychologische Ursachen wir für unser vermeintliches Versagen finden können, während wir die möglichen kulturellen, soziologischen und politischen Gründe meist ausblenden - und somit kein Stück weiterkommen.

Zunächst einmal muss, wer »wir« sagt, genauer werden: Ich meine damit vor allem die Bewohner einer westeuropäischen Mittelstandsgegenwart im ungefähren Alter zwischen 25 und 45 Jahren. Hier gilt ein Baby häufig als die Vollendung des romantischen Glücks, während gleichzeitig viele Beziehungen leiden und zerbrechen, sobald Kinder ins Spiel kommen. Was passiert heute überhaupt mit Paaren, wenn sie zur Familie werden? Es stellt sich die Frage, was diese Männer und Frauen anders machen als diejenigen, die vor 20, 50 oder 100 Jahren Kinder bekamen. Was stimmt nicht mehr mit der Familie?

Vererbte Ideale

Woran die Familie heute leidet

Die Antwort auf die Frage, warum Familien es so schwer haben, hat direkt damit zu tun, was wir heute meist unter einer Familie verstehen: ein Paar und seine ein bis drei leiblichen Kinder, die klassische Kleinfamilie.

Viele gehen davon aus, dass diese Konstellation eine Art naturgegebene Konstante des Menschseins darstellt. Nichts könnte weniger der Wahrheit entsprechen. Die Idee, dass unsere Vorfahren in der Familienkonstellation von Fred Feuerstein, Wilma und Pebbles ums Feuer herum saßen, ist reine Fiktion.

Über rund 200 000 Jahre hinweg, also 95 Prozent ihrer gesamten Zeit auf der Erde, lebten die Menschen in nomadisch umherziehenden Verbänden verschiedener Generationen und Verwandtschaftsgrade zusammen. Lange ging man davon aus, dass es sich dabei vor allem um enge Angehörige handelte. Eine neue Studie an 32 modernen Jäger-und-Sammler-Gesellschaften mit im Durchschnitt 28 Mitgliedern zeigt jedoch, dass nur ein kleiner Teil dieser Menschen, die sich auf diese Weise Nahrung und Kinderbetreuung teilten, eng miteinander verwandt war. Nur zehn Prozent der Mitglieder waren Eltern, deren Kinder und wiederum deren Onkel und Tanten. Bei den restlichen 90 Prozent handelte es sich um entfernte oder gar nicht mit ihnen Verwandte. Diese im Tierreich nicht vorkommende Eigenart des Menschen, in engen Verbänden

mit Nicht-Verwandten zusammenzuleben, ermöglicht es, dass neue Ideen einfacher von außen in eine Gruppe eingeführt werden können. Die untersuchenden Forscher machen diesen Umstand für die beispiellose kulturelle Evolution des Menschen verantwortlich.⁶

Dabei war es, anders als es das Klischee besagt, durchaus nicht so, dass allein die Männer die Nahrung erlegten, während die Frauen und Mütter in den Höhlen hocken blieben. Auch sie schwärmten aus, und während sich andere aus dem Verband um die zurückgelassenen Kinder kümmerten, erlegten diese Frauen Beutetiere wie Schlangen und Jungvögel, um deren Fleisch schließlich in der Gemeinschaft zu teilen – andernfalls wäre es einfach vergammelt. »Wildbeuter«, so die Psychologen Christopher Ryan und Cacilda Jethá, »teilen untereinander Fleisch, stillen die Säuglinge der anderen, haben wenig oder gar keine Privatsphäre, und ihr Überleben hängt stark von den Mitgliedern der Gruppe ab.« So sehr sich unsere soziale Welt um Vorstellungen von Privateigentum und individueller Verantwortlichkeit drehe, so sehr gehe es Jäger-und-Sammler-Gesellschaften um das Wohlergehen und die Identität der Gruppe, tiefe wechselseitige Beziehungen und gegenseitige Abhängigkeit.⁷

Erst vor 12 000 bis 10 000 Jahren ereignete sich im heutigen Nahen Osten die sogenannte Neolithische Revolution, im Zuge derer der Mensch sesshaft wurde und fortan Ackerbau und Viehzucht betrieb – der Beginn des Privateigentums. Auf einmal war es entscheidend, zu wissen, wo das eigene Feld anfang und wo es endete, welches das eigene Vieh war, welche Kinder leiblich waren und welche der Nachbar gezeugt hatte – und mit welcher Frau.

Vom Mittelalter bis in die Moderne war die bäuerliche Familie die am weitesten verbreitete Form des Zusammenlebens. Je mehr Kinder geboren wurden und je mehr von ihnen das Kleinkindalter überlebten, desto mehr Hilfe konnten sie spätestens ab einem Alter von vier Jahren auf den Feldern leisten. Dazu kamen unverheiratete oder verwitwete Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen, Mägde und Burschen. Die Familie war eine wirtschaftliche Einheit, die Tiere hielt, einen Großteil der benötigten Lebensmittel und Kleidung selbst produzierte; eine Einheit, in der die Kinder lernten und die Alten versorgt wurden. Die bäuerliche Großfamilie war außerdem in der Lage, unvorhergesehene Vorfälle, wie die Geburt eines ungeplanten Kindes oder den Tod eines Elternteils, aufzufangen. Und Tode kamen häufig vor, eher um das 30. oder 40. Lebensjahr herum als um das 80. Jede Geburt, jede Krankheit, jeder rostige Nagel, in den man trat, konnte einen das Leben kosten. Noch im 18. Jahrhundert war ein Drittel aller Familien von Zweit- und Drittehen geprägt. Folgerichtig gab es für das, was wir heute Kleinfamilie nennen, bis zur Französischen Revolution gar keinen Begriff. Das, was er hätte bezeichnen können, existierte nicht.⁸

Der Wandel setzte mit der Industrialisierung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert ein. Besonders junge Männer und Frauen verließen ihre Familienverbände und strebten mehr als je zuvor in die Städte, um dort zu arbeiten. Das bedeutete eine Befreiung aus dem festen Gefüge der mehrgenerationalen Großfamilie, ihrer Enge und starken sozialen Kontrolle. Aus der Abnahme landwirtschaftlicher Lebens- und Arbeitsweisen und dem Anstieg von Berufen in Industrie und Wirtschaft entwickelte sich die bürgerliche Rollenverteilung zwischen Frau und Mann - die Trennung

der Sphären Heim und Welt, Familienarbeit und Erwerbsarbeit, drinnen und draußen. Kurz: die Kleinfamilie, wie wir sie kennen. Bis dahin hatte der Vater ganz selbstverständlich eine aktive, empathische Rolle in der Kindererziehung. Wie die Untersuchungen der Ethnologin Heidi Rosenbaum zeigen, war das in Arbeiterfamilien sogar bis Anfang des 20. Jahrhunderts der Fall.⁹

»Der Niedergang der zusammenlebenden Mehrgenerationen-Familie spiegelt sich aufs Genaueste im Niedergang der Arbeit auf den Bauernhöfen«, so der US-amerikanische Journalist David Brooks in seinem Artikel »The Nuclear Family Was a Mistake«.¹⁰

Brooks grenzt den Zeitraum, in dem die heute nur etwa 100 Jahre alte Kleinfamilie funktionierte, auf den Zeitraum zwischen 1950 und 1965 ein. Mann und Frau heirateten, bekamen ein paar Kinder, der Vater brachte ausreichend Geld mit nach Hause, während die Mutter vor allem Heim und Kinder hütete. »Für uns ist das heute die Norm, obwohl die meisten Menschen in den Zehntausenden Jahren vor 1950 so nicht lebten und auch die meisten Menschen in den 55 Jahren seit 1965 so nicht gelebt haben«, schreibt Brooks.¹¹ Unser Idealbild der Familie beruht also auf einer Situation, wie sie für einen menschheitsgeschichtlich winzigen Augenblick gültig war – einem absoluten historischen Ausnahmefall. Damit ist auch klar: Die Bedingungen, unter denen die unterdessen zur Norm gewordene Kleinfamilie relativ stabil existieren konnte, werden sich nicht wieder einstellen.

Denn seit den 1970er-Jahren stagnieren die Löhne überall in der industrialisierten Welt, insbesondere einfacher qualifizierte Jobs haben massiv an Wert verloren und ermöglichen kaum mehr eine berufliche Karriere. Ein

Gehalt reicht fast nirgendwo noch aus, um eine Familie zu ernähren, manchmal sind auch zwei nicht genug. Die bindende Kraft von Institutionen wie der Kirche ist mit dem Bedeutungsverlust derselben geschwunden. Die absolut notwendige Emanzipation der Frau wurde ermöglicht und befeuert durch die Erfindung der Anti-Baby-Pille und in geringerem Maß auch durch die modernen Reproduktionstechnologien.

Dazu kommt, dass die Berufsausbildung heute sehr viel länger dauert als früher und junge Menschen das Kinderkriegen daher häufig so lange verschieben, bis sie gar nicht mehr so jung sind. Da die Fertilität von Frauen aber besonders in ihren Dreißigern massiv abnimmt, ist es oft das Jahrzehnt zwischen dem 30. und 40. Lebensjahr, in dem alles gleichzeitig passieren muss: Karriere, Kinder, Küche (die mit der Kochinsel und dem Induktionsherd). Daher heißt dieser recht kurze biografische Abschnitt unter Soziologinnen auch die »Rush-Hour des Lebens«. Kommt noch ein viertes »K« dazu – die Krankenpflege oder die Pflege alter Angehöriger –, findet sich eine ganze Generation (von meist Frauen) eingeklemmt zwischen der Sorge für das eigene Leben und der für andere. In einer 2015 vom Institut für Demoskopie Allensbach durchgeführten repräsentativen Studie geben 82 Prozent der Frauen in Deutschland zwischen 40 und 59 Jahren an, das Gefühl der totalen Überforderung zu kennen. »95 Prozent unterstützen ihre Eltern oder Schwiegereltern. 88 Prozent sind als Ansprechpartner immer für die Kinder da. 66 Prozent erledigen die Familienarbeit mehr oder weniger allein. 85 Prozent leiten ein prima funktionierendes ›Hotel Mama‹ mit Koch-, Wasch- und Putzservice. 25 Prozent betreuen schon Enkel. In all diesen Punkten übertreffen Frauen die gleichaltrigen Männer bei

weitem.«¹² Die neue Möglichkeit – oder Pflicht – für Eltern, einem Beruf nachzugehen, hat, gepaart mit der erhöhten Mobilität in einer globalisierten (Arbeits-)Welt, frappierende Auswirkungen auf das familiäre Zusammenleben. Mütter und zunehmend auch Väter sind heute einer Mehr- und Überbelastung ausgesetzt, die weder die Verwandtschaft noch die Gemeinschaft oder die Gesellschaft auffangen kann.

»Einen solchen massiven Umbruch der familiären Strukturen hat es wohl noch nie gegeben«, konstatiert der Kinderarzt und Autor Remo H. Largo. »Es erstaunt daher nicht, dass sich nicht nur die Eltern im Alltag damit schwertun, sondern auch die Gesellschaft.«¹³

Dazu kommt, dass nur den wenigsten werdenden Eltern klar ist, auf welche Weise das erste Kind ihr jeweiliges Selbstverständnis, ihr bisheriges Leben und damit auch ihre Beziehung verändern kann. Vor der Geburt oder Adoption war vieles spielerisch, leicht und selbstverständlich, hinterher ist es kaum noch etwas. »In Wahrheit lässt sich das Ausmaß der Veränderung, wenn aus Mann und Frau Vater und Mutter werden, nicht in Worte fassen«, formuliert es die britische Schriftstellerin Rachel Cusk.¹⁴

Das hat, wie so gut wie alles auf der Welt, auch mit Sex zu tun. Wie der Soziologe Richard Sennett und der Philosoph Michel Foucault in ihrer gemeinsamen Vorlesung »Sexuality and Solitude«¹⁵ herausarbeiten, entwickelte sich in vom Christentum geprägten Ländern mit Beginn des 17. Jahrhunderts eine bestimmte Vorstellung von Kernfamilie, von Monogamie und Treue zwischen Ehegatten sowie von gewissen Nöten im Hinblick auf sexuelle Akte. Diese Sexualmoral mit ihrer Verbindung von Sexualität, Subjektivität und Verpflichtung zur Wahrheit